

behinderte menschen

Zeitschrift für gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten



zum Thema

Mythen und Fakten zur schulischen Inklusion

Lisa Reimann, Wolfgang Jantzen, Jan Steffens

im Magazin

Schulinklusion in Südtirol – gemeinsam etwas aufgebaut

Gesamtschule für alle – Volker Schönwiese im Interview

Was für ein Saftladen – ein Hamburger Projekt schafft Arbeitsplätze

Kapstadt – Reisevergnügen im Rollstuhl

für die Praxis

**Dieter Fischer: Musik – nicht nur eine „heilige“, sondern auch
eine schwierige Kunst**

PRAXIS



Collage: Eve-Maria Gugg

Musik – nicht nur eine „heilige“, sondern auch eine schwierige Kunst

Dieter Fischer

Wie schön ist doch die Musik – aber wie schön erst, wenn sie vorbei ist!

Wie schön ist doch das Leben – aber wie schön erst, wenn man kein Narr ist und es zu leben weiß!

aus: „Die schweigsame Frau“ von R. Strauss

Musik – der alltägliche Alltag

Mich schrecken weniger die zurückgehenden Verkaufszahlen von CDs mit klassischer Musik oder die leeren werdenden Reihen bei großen Symphonie-Konzerten. Eher ist es der Verlust des Empfindens, was Musik insgesamt bedeutet und was sie in unser Leben bringt.

Erfahrungen ähnlicher Art kann jeder aus seinem ganz normalen Alltag berichten. Nähen, Bügeln, Kochen – nichts

läuft im Haushalt ohne Musik. Am frühen Morgen weckt das Radio, am Abend spielt es uns in den Schlaf. Die Kinder erledigen ihre Hausarbeiten nur noch bei Musik; und kaum ein Kind aus „gutem Hause“ fühlt sich nicht zu Blockflöte, Geige oder Klavier „verdammte“. Frontsoldaten trugen ihre Mundharmonika wie einen treuen Schatz in ihrem Rock, und mancher Tramper zieht mit seiner Blockflöte aus Kindertagen durch die Weiten Südameri-

kas. Alte Menschen fahnden über den Rundfunk nach dem Lied ihrer Heimat; und schwer behinderte Kinder schlafen, wenn überhaupt (so eine Mutter) am besten bei Klängen aus Mozarts „Zauberflöte“ ein.

Im Unterricht mit behinderten Kindern und Jugendlichen beziehen wir wie selbstverständlich, ja achtlos, immer wieder Musik in die heil- bzw. sonderpädagogische Arbeit ein und fügen sie oft unbedacht in ein Leben, das mit einer Behinderung oder Beeinträchtigung zu leben und zu bestehen ist. Fast könnte man die Formel wagen: Je schwieriger die heilpädagogische Aufgabe, desto mehr bedürfen wir der Musik. Kaum ein Unterrichtstag vergeht, an dessen Anfang oder Ende nicht gesungen wird; keine Aktion in der Werkstatt für behinderte Menschen, wo nicht das Radio pausenlos läuft. Musiktherapie soll dort noch etwas bewirken, wo andere Mittel bislang versagten – z. B. in der Aufwachphase nach schwerer Bewusstlosigkeit; und von Musik erhoffen wir dort Entspannung, Lösung und Trost, wo bislang nur noch Medikamente Einfluss hatten.

Selbst gehörlose Menschen verzichten nie ganz auf Musik (vgl. H. Grönemeyer: „Sie mag Musik nur, wenn sie laut ist“). Musik dringt eben nicht nur in unsere Ohren, sie geht auch unter die Haut. Musik überschwemmt eben nicht nur den Tonträgermarkt, sie erobert sich auch einen bevorzugten Platz in unserem Herzen. Fans reisen für ein Konzert kilometerweit und opfern ihr Ersparnis. Für ihren Musikgenuss riskieren nicht wenige die Kündigung der eigenen vier Wände. Selbst die Suppe kann überkochen und Freunde müssen warten – alles wegen oder für Musik. Der Musik zuliebe werfen wir uns in Schale, in der Hoffnung, den Alltag zu vergessen und in eine „bessere Welt“ (Franz Schubert) zu fliehen. Ganze Vermögen investieren wir in die eigene CD- oder Schallplatten-sammlung, in exklusive Abspielgeräte und in ausgefallene, sündhaft teure Fachzeitschriften.

Man versammelt sich in kalten Kirchen oder zu Tausenden unter freiem Himmel – immer nur des Phänomens Musik wegen. Das riskante Starten und Landen des Urlaubsjets wird – begleitet von einschmeichelndem Sound – zur sanften Angelegenheit. Beim An- oder Ablegen der Kreuzfahrtschiffe ist es keineswegs anders. Und selbst die gefürchtete Zahnbehandlung verliert ihren Schrecken mit einem Kopfhörer und seiner Lieblingsmelodie auf den Ohren.

Aus Fremden werden Freunde – dank Musik. Und Musik treibt das Böse aus dem letzten Winkel unserer Seele, denn nur „böse Menschen“ haben keine Lieder. Kirchen transportieren ihre Botschaft über Litaneien, Orgelgebraus und keineswegs nur über altherwürdige Choräle zu den Gläubigen. Kaufhäuser hofieren ihre Kunden mit Musik und zaubern wirksam Einkaufsatmosphäre. Die an sich harmlos anmutende Volksmusik souffliert reaktionäre Texte und nicht selten sogar mit frauenfeindlicher Gesinnung. Man sitzt und hört und klatscht und lässt sich's widerspruchslos gefallen.

Musik – verdreht Wirklichkeiten und Welten – ... und wir sind ihre Opfer?

Mitglieder von Orchestern leiden nicht selten an ihrem Beruf. Hohe Töne, dissonante Akkorde und irritierende Rhythmen – besonders bei avantgardischer Musik – lösen nachweislich gesundheitliche Schäden aus. Discos, Partys, Rock- und Pop-Konzerte werden von vielen oft als zu laut empfunden; doch der einzelne scheint dagegen machtlos zu sein. Es zieht einen trotzdem zu solchen Quellen und man setzt sich dem akustischen Teufelstanz kritiklos aus.

Nicht nur als Geige lernender Schüler habe ich Musik als Pflichtaufgabe am Nachmittag oft grundlos gewünscht, um sie wenige Augenblicke später wieder mit allen Fasern meines Herzens herbeizusehnen. Als Mitglied eines Orchesters lernte ich die Anstrengungen eines Reisenden „in Sachen Musik“ – dann aber als Flötist – hautnah kennen. Doch kaum war ein Konzert mit großem Aufatmen zu Ende, freute man sich schon wieder auf das nächste. Als Lehrer in der Schule erlebte ich, wie gerne Kinder singen. Streikte ein technisches Medium, gab es nichts Schöneres als ein improvisiertes „Wunschkonzert“ – häufig selbst gesungen und von der Gitarre des Lehrers begleitet. Musiklehrer an Höheren Schulen haben es schwerer; ihre Schülerinnen und Schüler möchten zwar Musik genießen, doch für das Fach Musik samt Musiklehre und Musikgeschichte bleiben doch viele seltsam taub und stumm. Dennoch finden sich überraschend viele Kinder und Jugendliche bei Wettbewerben „Jugend musiziert“ und verblüffen die skeptischen Erwachsenen mit nicht erwarteten, ja spektakulären Leistungen.

Sie tönt um die Uhr – 24 Stunden lang und kommentiert nahezu jedes herausgehobene Lebensereignis, sei es als Lied zur Taufe (z. B. *Tim Linde*: Wasser unterm Kiel), als Hochzeitsmarsch oder als Trauermusik, als Wiegenlied oder als Sterbegesang, als Lied der Soldaten oder als Chanson der Befreiungsbewegung, als Konzertarie oder als Song der Umweltgruppe während einer erneuten Aktion.

Unser Leben scheint *gefasst in Musik*, unsere Geschichte wie unsere Zeit *dokumentiert durch Musik* – und unsere Welt in ihrer kulturellen Vielfalt *präsentiert anhand von Musik*. Kein Wunder, wenn sich immer mehr auf nahezu allen Kontinenten in dieses Wunderland Musik begeben und sich wie sonst nirgendwo in ihr zuhause fühlen. Schon länger haben mich die Allgegenwart von Musik und ihre ungehinderte Verfügbarkeit nachdenklich wie auch hellhörig gemacht. Musik ist eben nicht nur „Gottes Gabe“ (*M. Luther*), „sanfte Trösterin“ (*J.S. Bach*) oder „edle Kunst“ (*F. Schubert*). Zumindest ich habe Musik schon immer schätzen und fürchten, aber auch lieben und hassen gelernt. Oder anders die venezolanische Pianistin Gabriela Montero: „Wie oft habe ich versucht, der Musik zu entfliehen!“ (Leipzig 2014)

Musik besitzt eine den wenigsten bewusste bzw. erkannte Macht, die „dazwischen fährt“, einem den Hals zu-

schnürt, Tränen ins Gesicht treibt, unter die Haut geht, die Beine in Gleichschritt versetzt, einem das klare Denken raubt und zu Handlungen veranlasst, die man so weder geplant noch in Erwägung gezogen hat.

Musik rüttelt wach und sie schläfert ein; sie reißt einen vom Stuhl und stellt den Niedergeschlagenen wieder auf die Füße; sie schlägt einen in den Bann und sie überzieht einen mit furchterregendem Schauer. Sie verzaubert und betäubt, sie vereint und sprengt Familien und Generationen – sie führt Getrenntes wieder zusammen wie sonst kaum etwas anderes und sie „lässt einen Dinge verarbeiten, die man ohne sie sonst gar nicht ertragen könnte!“ (aus einem Interview mit *Kurt Masur*, dem ehemaligen Generalmusikchef des Leipziger Gewandhauses).

Musik gilt als die große Verführerin und Herrscherin, als Bezwingerin und Kämpferin, als zerstörende wie auch als versöhnende Kraft. Sie tut nicht selten körperlich weh und heilt gleichzeitig tiefste Wunden. Sie martert das Gehirn und sie streichelt zärtlich die Haut; sie liegt einem in den Ohren und setzt sich gleichzeitig auf die Lippen; sie besetzt das Denken und sie bindet die Erinnerung; sie treibt einen den Schweiß auf die Stirn und sie lässt die Hörenden dennoch nicht selten auch mit einem Frösteln zurück; sie gräbt sich tief in unser Bewusstsein und sie kann uns schier zum Wahnsinn verführen. Selbst High-Tech-Welten hält sie stand. Um sie „herzustellen“, muss man nicht mehr BACH oder MOZART heißen. Maschinen bzw. Computer werden zunehmend diese Arbeit übernehmen. Balsamreich und Seelenfrieden schenkend wird diese so „gemachte Musik“ – so interessant sie auch sein mag – wahrscheinlich nicht. Allein die Werbepsychologie kennt und nutzt ihre menschenverändernde Wirkung und setzt sie in Folge auch zu ihren Zwecken ein. Ob elektronischer Musik die Zukunft gehören wird?

Musik – und die Heil- bzw. Sonderpädagogik?

Nur die Heil- und Sonderpädagogik handhabt Musik immer wieder wie ein gebranntes Kind das brennende Feuer – angezogen, fasziniert und hoffend, doch den Gefahren gegenüber manchmal fast blind. Sie ahnt vielleicht deren „Höllennacht“ (Zauberflöte), doch preist sie bis heute fast nur ihre „Himmelskraft“. Dabei ist es gut, sich der anthropologischen Grundtatsachen zu erinnern. Der Mensch als wahrnehmendes Wesen ist der Musik als akustisches Ereignis weitestgehend ausgeliefert und manchmal – wie beschrieben – zum Hören schier verdammt.

Die Augen lassen sich leicht verschließen und sich auf diese Weise der visuellen Welt für eine gewisse Zeit entziehen. Im Hinblick auf das Hören gelingt das weitaus weniger gut. Die Welt des Menschen ist eine akustische Welt – eine Welt der Geräusche, der Klänge, der Rhythmen und des Takts. Eine stumme Welt erschiene uns als tote Welt. Ergebnisse der Isolationsforschung lenken den Blick auf die Wirkung einer ton- und geräuschlosen Welt. Es lassen sich auf diese Weise schwerste psychische Störungen auslösen bis hin zu einer Psychose; doch auch

vom Gegenteil wird berichtet. Das Stimmenhören bei Schizophrenie nimmt plötzlich ein Ende.

Dem gegenüber ist eine laute, tonreiche, musikerfüllte Welt allein noch keine Wohltat. Die Anstrengung, vor allem zur Weihnachtszeit potenzielle Kunden in Kaufhäusern mit weniger Musik, vor allem aber mit weniger weihnachtlicher Musik zu konfrontieren, ist der Beweis hierfür. Terror durch Musik finden wir nahezu in allen Lebenszusammenhängen und Lebenssituationen. Dies darf uns nicht gleichgültig lassen; besonders als Heil- und Sonderpädagogen können wir hier lernen.

Wie sonst wohl werden schwerst behinderte Kinder und Jugendliche unbedacht auf Musikwürfel gelegt oder über Kopfhörer mit Musik der persönlichen Wahl des Erziehers „beschallt“ und ungefragt – zudem oft unbeobachtet – der Zufälligkeit von Klängen ausgesetzt. Auf Reha-, Alten- und Pflegestationen tönt über die allgemeine Lautsprecheranlage von morgens bis abends der gleiche Sound leicht verdaulicher Pop- und Schlager-Musik. Fragte man nach dem Sinn solcher akustischen Dauerberieselung, wird auf die jungen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verwiesen. Der Beruf sei so anstrengend, da bringe wenigstens Musik ein wenig Stimmung und Entlastung in den oft grauen Berufsalltag.

Für Trauern, für ein Bei-Sich-Sein oder für bewusst gelebten Schmerz bleiben weder Raum noch Zeit. Die Entfremdung durch Musik kennt viele Facetten und gegenüber dem Individuum und der jeweiligen Persönlichkeit schier keine Grenzen. Die Seele – von Haus aus „fein gestimmt“ (*R. Guardini*) – muss sich die Vereinnahmung über das Gehör gefallen lassen. Selten kann man sich entziehen, eher wird man ein unfreiwilliges Opfer. Musik bringt zwar Farbe in unser Leben, dafür organisiert sie auch an unserer statt, wenn wir nicht achtgeben, unsere Stimmung, Lust und Laune.

Wir kommen nicht umhin, unsere persönliche Musik zu entdecken. Nikis Lieder oder Songs von H. Grönemeyer haben von sich heraus nur eine begrenzte Bedeutung; wie auch die Musik von Gustav Mahler oder Richard Strauss nur Teilaspekte unserer musikalischen Kultur und unseres auditiven-musikalischen Erlebens ist. Wir müssen als selbstbewusst und selbstbestimmt lebende Persönlichkeiten lernen, *unseren Weg* mit der Musik zu finden und zu gehen. Verantwortliche Erziehung und reflektierende Bildung leisten dabei unentbehrliche, weil anregende und fördernde Hilfe. So präsentiert Hermann Regner neben anderen in seinem Buch „Musik lieben lernen“ gerade für die pädagogische Arbeit mit Kindern aller Altersstufen eine Fülle durchaus inspirierender wie auch ermutigender Anregungen, diese Aufgabe zu meistern. Dabei spielen auch Wiederholungen, wie die Hirnforschung herausgearbeitet hat, eine große Rolle. Unser Gehirn sucht nach Orientierung und Sicherheit. Vorhandene (musikalische) Muster sind hier äußerst hilfreich, wenn sie uns nicht zwanghaft beherrschen – dann z.B. wenn ein Kind immer die gleiche Melodie vor sich hin summt oder der gleiche Hit stundenlang „läuft“. Das sind

erste Hinweise, dass wir davon profitieren, wenn wir optische oder akustische Eindrücke einordnen können – auch z.B. durch bereits vorhandenes Wissen. J. Piaget meinte, man höre nur das gut, was man schon einmal gehört oder sehe nur das wirklich, was man schon einmal gesehen habe.

In der *Musiktherapie* gibt es die schöne Übung des „eigenen Tons“. Damit ist zum einen das Herausspüren der eigenen Stimmlage gemeint, zum anderen aber das Entdecken der jeweiligen, aktuellen bzw. situativen Gemüthsmittheit mit dem Ziel, das persönliche Stimmigsein als Wohltat zu empfinden. (Vgl. auch *Anna Novak*: Meine Stimme gehört mir. In: Publik-Forum Extra, 9/2014)

Musik – und unsere Wege zu ihr

Auch in der Welt der Instrumente lässt es sich gut nach persönlichen Freunden fahnden. Für den einen ist es das Horn mit seinem markanten, oft auch kernigen Ton, für den anderen die Harfe mit ihrem verzaubernden, sphärenhaften Klang. Es ist immer gut, mehrere „Freunde“ zu haben und ausschließliches Fixiertsein auf das eine oder andere Instrument zu vermeiden. Der brausende Orgelklang in seinem festlichen Jubel findet seine Ergänzung im zart schwebenden Geigenton oder in den strengen, glasklaren Akkorden eines Klaviers. In sich einzuwurzeln und die Welt zu seiner Welt des Tönens und des Klingens weiterzuführen, gehört mit zu den schönsten Aufgaben, die uns Menschen gegeben sind. Auf diese Weise beginnt auch jeweils die ganz eigene Geschichte mit der Welt der Musik.

Doch dieser Weg gelingt selten ganz allein. Wie sonst im Leben auch, sind Menschen auf Menschen als Türöffner angewiesen. Besonders gerne denke ich beeindruckt an eine Cello-Lehrerin, die ihre Schüler das Cello nicht nur *haptisch erkunden*, sondern erst einmal und immer wieder *umarmen*, ja lieb haben lässt, um dann besonders auf den ersten Ton an diesem Tag in innigster Erwartung gespannt zu sein. Sinnliches Begegnen mit einem Instrument kann auch ganz anders aussehen – das Streichen über die Saiten einer Harfe oder das „Klimpern“ auf dem Klavier können ähnliche Zuneigung entstehen lassen. Wie immer – es kommt auf Menschen an, in diesem Fall auf Menschen, die in der Musik, in „ihrer“ Musik, zuhause sind. Denn auch hier gilt, wessen Herz voll ist, dem geht der Mund über.

Wie ärmlich mutet dagegen das bloße Konsumieren wie das rein auditive Konfrontieren behinderter Menschen mit mehr oder weniger zufällig vorhandenen Musikkonserven an. Auf diese Weise kann weder die *persönliche Geschichte eines Menschen mit Musik* beginnen, noch eine vielleicht begonnene sich differenzieren und vollenden und sich am Ende ein persönlicher Weg in und durch die Welt der Musik bilden.

Immer sind es Begegnungen, die den Menschen zur Musik hinführen. Als Kind erleben wir die Mutter, die uns Lieder der Kindheit singt; und später bahnt manche Ein-

ladung von Tante oder Onkel den weiten Weg zu Theater, Oper und Konzert. Als Jugendlicher entdeckt man sein Idol oder seine „Gruppe“ live oder über das Internet und lädt sich „seine“ Musik dort herunter – allerdings z.T. mit einem anderen Empfinden für Musik, weniger geschichtlich und kulturell eingebunden, sondern situativ und aktuell, dann oft auch der Schnelllebigkeit der Szene geopfert; und später erlebt man vielleicht, wie sich ein älterer, müde gewordener Mensch sich dank Musik wieder aufrichtet, was zumindest für mich mit zu den bewegenden Erlebnissen zählt.

Ein ganzes Leben lang sind wir auf solche Begegnungen, Erlebnisse und Begleitungen angewiesen. Durch sie öffnen sich immer wieder neue Türen zu jenem kostbaren, ja unerschöpflichen Reich der Töne, deren Schönheit und Tiefe. In einer Geigenbauer-Werkstatt zu stehen, das dort verarbeitete Holz zu riechen, die komplizierten Verleimungsvorgänge zu beobachten, die gespannte Stille beim Aufziehen der vier Saiten mitzuerleben und bei den ersten Klangproben mit dabei zu sein, gleicht einem Sonnenaufgang. Ein Mensch baut hier eine Geige, die später die zartesten Töne vom Himmel auf die Erde und durch sie Frieden und Trost in unsere Seele holt.



bmfj
BUNDESMINISTERIUM FÜR
FAMILIEN UND JUGEND

Was bringt uns die Familienbeihilfe NEU?

Die **gezielte Unterstützung von Familien** ist uns wichtig. Ab September 2014 wird daher die **Familienbeihilfe monatlich** – und nicht wie bisher, für zwei Monate – ausbezahlt. Damit wird ein Wunsch vieler Familien umgesetzt, der die finanzielle Planung erleichtert. Und, per 1. Juli 2014 wurde die **Familienbeihilfe erhöht**. Wie hoch diese pro Kind ist – www.bmfj.gv.at

Service- und Informationsleistungen des bmfj:

- Umfassende Informationen zu Familienleistungen & Services
- Familienkompass
- Rechner für Familienbeihilfe, Kinderbetreuungsgeld, Hospiz
- FamilienApp: Elternbildung einfach gemacht! Jetzt verfügbar auf Android und iOS

» www.bmfj.gv.at

ENTBEHRLICHE EINSCHALTUNG

Bezahlte Anzeige

Die Berührung

Die Probe zum Violinkonzert von Johannes BRAHMS in Osnabrück ging zu Ende. Ich befand mich, mit meinem Instrument in der Hand, auf dem Weg zur Bank mit dem Geigenkasten. Da sprach mich eine Frau an, die von einem blinden Kind begleitet wurde. Erst später erfuhr ich, dass es von Geburt an nie das Tageslicht gesehen hatte. Seine Mutter fragte mich, was ich für eine Geige spiele.

„Eine Stradivari“, antwortete ich etwas verlegen. „Stell dir vor“, sagte sie zum Mädchen, „zum ersten Mal hast du eine echte Stradivari gehört!“ Dann wandte sie sich zu mir und fragte, ob ihre Tochter die Geige anfassen dürfe. „Natürlich“, sagte ich.

Das Mädchen begann tastend mit seinen Fingern über die ganze Geigenfläche zu wandern; mit äußerst sachten Bewegungen, als ob es einen lieben Menschen zu erkennen versuchte. Dem Gesicht waren dabei Aufregung und Begeisterung deutlich anzumerken. Die geschlossenen Augen standen dazu in schmerzhaftem Widerspruch.

Noch am gleichen Abend, als ich das Instrument zum Konzert auspackte und die ersten Töne darauf spielte, hatte ich das Gefühl, es sei von einem besonderen Geist beseelt. Das Nachspüren des Violinkörpers offenbarte dem Mädchen ein Geheimnis. Ihre Behutsamkeit übertrug sich auf die Stradivari – meine Geige –, die Sehnsucht und Vertrauen an mich weitergab. Der Kontakt war für uns beide mehr als eine Berührung gewesen. Die vielen Obertöne, die sich an diesem Abend im Saal verbreiteten, zeugten von einer ganz besonderen Kraft.

Gidon Kremer (aus seinem Buch: Obertöne)

Musik – die große Trösterin?

Musik ist mehr als Kulisse oder Stimulanz für triste Tage. Sie dient dem Menschen als Herausforderung und Chance zu dessen Entwicklung und Bildung. Ihre Tiefenwirkung erfordert ein behutsames Hinführen und ein gleichermaßen sensibles Umgehen mit Musik, soll die Begegnung mit ihr zu einem berührenden Erlebnis werden. Wie bei ähnlich zentralen Momenten des Lebens ist ein deutliches Ja oder auch ein ebenso entschiedenes Nein Ausdruck eines souveränen Umgangs als unverzichtbar und damit zu erlernen und zu praktizieren. Musik ist mehr als gedachter Seelentrost für nebenbei und schon gar nicht primär Impuls, um Menschen im Hinblick auf bestimmtes Handeln oder Verhalten zu motivieren. Wie sonst ist auch hier jedes Funktionalisieren des Wesenhaften Tod. Kaum hat man sie gebraucht, ist sie schon verbraucht; selbst ein absichtliches „Benützen“ darf nicht gänzlich das Dienen an ihr vergessen. Mit Musik geht eben nicht alles besser! Und mit Musik wird längst noch nicht alles gut!

In diesem sich gegenseitigen Berühren eröffnet Musik Dimensionen des Menschseins wie nichts anderes sonst. Weder mit der Ratio noch mit noch so klugen Analysen lässt sich die Wirkkraft der Musik hinreichend fassen und erhellen. Auch Wörter reichen selten aus, will man anderen von seinem Musikerleben erzählen. Musik bewirkt trennende Erfahrungen des Ganz-Bei-Sich-Seins und in der Folge nicht selten Einsamkeit, wie sie auch umgekehrt bei gemeinsamer „Wellenlänge“ zu verbinden und Verschmelzungen mit dem anderen zu stiften versteht. So kann sie Menschen über alle kulturellen Unterschiede wie auch über alle persönlichen Gegensätze hinweg verbinden und ihre gemeinschaftsbildende, ja versöhnende Kraft entfalten.

Franz von Schober hat in seinem Gedicht „An die Musik“ bewegend-berührende Wörter des innigen Dankes an die Musik und für sein erfülltes, ja getröstetes Leben mit Musik gefunden – den meisten nur oder besonders durch die singuläre Vertonung von Franz Schubert bekannt, beliebt und vertraut:

An die Musik

*Du holde Kunst, in wieviel grauen Stunden,
Wo mich des Lebens wilder Kreis umstrickt,
Hast du mein Herz zu warmer Lieb entzunden,
Hast mich in eine bessre Welt entrückt!*

*Oft hat ein Seufzer, deiner Harf' entflossen,
Ein süßer, heiliger Akkord von dir
Den Himmel bessrer Zeiten mir erschlossen,
Du holde Kunst, ich danke dir dafür!*

Dennoch: Es gibt Bereiche des Lebens, die scheinen der Musik verschlossen. Kaum eine Vorlesung wird singend gehalten und auch kein Arztbesuch – ausgenommen z. B. in „Cosi fan tutte“ – findet begleitet von Orchesterklängen statt. Manchmal träumte ich davon, es sei ein wenig anders ...

Zumindest an den Ausbildungsstätten für Heil- und Sonderpädagogik sollte Musik jenen StudentInnen zugänglich gemacht werden, die später mit behinderten, kranken oder alten Menschen arbeiten. Musik in der heil- und sonderpädagogischen Arbeit ist zu wichtig und für das Leben dieser Menschen zu bedeutsam, als dass man sie allein der subjektiven Handhabung wie dem individuellen Vermögen, Wollen und Mögen einzelner überlassen dürfte. Ein Freund, der mit Heilpädagogik nichts zu tun hat, riet mir, ich solle doch meine Gutachten und Berichte ab und an in Töne fassen und/oder singend vortragen. Wagte man dies zu tun, was würde sich da wohl verändern? Eines sollte man nicht vergessen: „Dort wo die Sprache aufhört, fängt die Musik an.“ (E.T.A. Hoffmann) Oder anders formuliert: „Die Musik drückt das aus, was nicht gesagt werden kann und worüber zu schweigen unmöglich ist.“ (Victor Hugo)

Musik – und Behinderung

Fragt man nach der Bedeutung all der bisherigen Überlegungen für die Heil- und Sonderpädagogik und deren Adressaten, ließe sich ein ganzer Katalog von Zielen, Aufgaben und Wünschen formulieren.

Ausgehend von der harmonisierenden Wirkung der Musik auf den Menschen, seinen Körper, seine Seele und seinen Geist und ausgehend von den geschilderten Erfahrungen mit Musik im Alltag und in professionellen Zusammenhängen kann wohl niemand im Kontext von Heil- und Sonderpädagogik auf Musik – nicht nur als Medium, sondern als Phänomen – ernsthaft verzichten. Nur wenn man sich selbst nachhaltig mit ihr einlässt, bei ihr immer wieder neu zuhause ist und sich mit ihr auseinandersetzt, darf man sie auch beruflich aufgreifen, sie um ihren Dienst bitten und sich ihr dankbar „bedienen“.

Musik ist ein Signal des Lebens, ein Zeichen des Himmels und eine Botschaft des Herzens, die von Menschen kommt und zu den Menschen will. Das Erleben eines einzelnen, ruhigen, wohlthuenden Tons, das Verfolgen einer kleinen Melodie, das Sich-Ducken bei einem mächtigen, überwältigenden Akkord und auch ein Sich-Aufgeschreckt-Fühlen durch einen kräftigen Trommelwirbel – das alles sind Ereignisse, die den Menschen heraufrufen aus seinem Alltagsdasein und seiner situativen Befindlichkeit. Um Missverständnissen vorzubeugen: Musik ohne Pause, konkret Töne bzw. Klänge ohne Stille sind nicht denkbar – beide benötigen einander. Und Begegnungen dieser Art sind nicht zu „machen“; vielmehr müssen sie mit Behutsamkeit, mit Achtung und letztlich „liebend“ gewagt und angeregt werden.

Musik schafft einen Raum, in dem Kommunikation auch ohne Sprache möglich ist. Eine solche „Atmosphäre“ atmet Freiheit, Inspiration, Hingabe an eine Aufgabe und vielleicht sogar Liebe zu etwas oder zu jemandem. Solche Atmosphären versäumen ihre Wirkung nicht. Sie sind einladend, bieten Freiraum zur Beteiligung und sind kraft ihrer Lebendigkeit ansteckend und inspirierend zugleich. Man könnte ohne Übertreibung von einer „gefühlten Betroffenheit“ (H. Schmitz – Leibphänomenologie) sprechen, der man nichtmehr ausweichen kann. Benjamin Lebert findet Worte dafür und nennt in einem Interview (3sat) die Musik von W.A. Mozart – ähnlich wie bei Naturvölkern – eine „große Lebensfeier“.

Behinderte, kranke oder extrem belastete Menschen sind – auf diesem Hintergrund gesehen – entschieden und überzeugt sowohl aus der selbst verursachten wie auch der ihnen zugefügten Konsumentenrolle zu befreien. Ihr Adressat-Sein permanenter Musikberieselung ist gegen ein begleitetes, absichtsvolles wie auch selbstbestimmtes Musik-Hören und weiter in ein Musik-Begegnen zu wandeln. Das ist leichter gesagt als getan; zumindest bei schwerer behinderten Kindern wird nicht selten seitens von Eltern „Lebenspraktisches“, d. h. Brauchbares eingefordert vor einer wie auch immer gestalteten Heranführung an Musik – vor allem wenn diese aus dem klassischen Bereich stammt. Diesbezüglich erinnere ich mich an eine Auseinandersetzung mit einem Vater eines mehrfach behinderten Schülers, der im Gespräch meinte, sein Sohn brauche nicht die Farbe Blau zu kennen, wohl aber endlich den Buchstaben „b“. Unschwer ließe sich dieses Beispiel auf parallele Auseinandersetzungen bezüglich Musik übertragen.

Fortgesetzte Bedeutung hat auch die *Teilhabe behinderter Jugendlicher an Musik* der Jugend-Kultur – egal welches Genre; sie ist ein Bindeglied, man will dazugehören. Ihre inhaltliche Auffächerung hilft, mit Musik gezielter umzugehen und sich diese dann auch auszuwählen – sei es als CD oder übers Internet heruntergeladen. Häufig ist bestimmte Musik zudem mit Orten oder Situationen verbunden – z. B. mit der Kneipe, dem Fitness-Studio oder auch einem Open-Air-Konzert. Wieder ist sie hier Bindeglied an die jeweilige Situation oder den gewählten Ort und besitzt somit doppelt integrativen Charakter.

Angeblich bevorzugen behinderte Menschen Musik mit einfachen Texten, Rhythmen oder Melodien. Sänger wie Heino oder Niki, aber auch Hansi Hinterseer, Andreas Gabalier und Helene Fischer zählen zu den bevorzugten Stars. Ich bin diesbezüglich nicht so schnell überzeugt. Sicher mag das Eingängige oder auch Gewohnte und Übliche das Bevorzugte, auch das Einfachere sein. Oft lassen solche Wünsche auch ein gewisses Bildungsdefizit vermuten, wenn man sich nur nach der Mode richtet und im sogenannten Mainstreaming mitschwimmt. Gefährlich wird der Weg dann, wenn man versucht, Musik adressaten-orientiert herzurichten. Dann gibt es Musik von

Mozart für Kinder oder Senioren, Schubert für schwere Stunden oder Bach für Fest und Feier. Noch lange nicht scheint diese Mode überwunden.

Ich denke, wir brauchen keine eigens als *heilpädagogisch* ausgewiesene Musik. So wie es keine Sonnenblumen von van Gogh für Kinder geben wird, soll auch Musik ursprünglich bleiben. Sie erreicht alle, die sich ihr stellen und sich ihr öffnen: große und kleine, alte und junge, gesunde und kranke, behinderte und nicht behinderte Menschen – von individuellen Vorlieben oder Situationen einmal abgesehen.

Es gibt eine Bequemlichkeit der kleinen Stücke. Musikgenuss muss sich an die ganzen Stücke binden. Klassik stellt letztlich „große Zusammenhänge“ dar. Wir haben heute eine Kultur der Häppchen-Mentalität.

Anne-Sophie Mutter – die große Geigerin

Unvergessen ist mir die Begegnung mit einem jungen Mann, Schlosser von Beruf, auf der Querschnitt-Station in einem Krankenhaus. Durch einen Autounfall – verursacht durch seinen Freund – erlitt der 18-Jährige eine hohe Querschnittslähmung, die auch die Funktion seiner Hände außer Kraft setzte. Als ich ihn eines Abends nochmals besuchte, hatte er schon seine CDs bereit liegen. Ich sollte ihm diese gegen „passendere Musik“ umtauschen. Diese Musik hier nerve ihn. Seine Seele solle nicht auch noch querschnittsgelähmt werden, so seine mich total überraschende Worte. Welch ein Glaube, Welch eine Hoffnung, Welch ein Vertrauen in Musik! Zumindest bestätigt er indirekt den Satz von Friedrich Nietzsche: „Ohne Musik wäre mir das Leben ein Irrtum.“

Ist Musik tatsächlich so groß, um gegen eine hohe Querschnittslähmung anzutönen, fragte ich mich, und vermag sie sich wirklich gegen eine Behinderung durchzusetzen und Sinn ins Leben zu holen – selbst dann, wenn man im Querschnittbett liegt, in einem Rollstuhl sitzt oder ein Atemgerät benutzt? Oder anders gefragt: Kann Musik wirklich heilen? Doch was ist „heilen“ und was bedeutet „heil“? Meinen wir „beseitigen“, den alten Zustand wieder herstellen oder zu Neuem vorstoßen?

Bei Otto Speck fand ich verkürzt folgende Antwort (vgl. System „Heilpädagogik“. München 2009, ff.).

„Das pädagogisch entscheidende Positivum im Begriff der Heilpädagogik liegt im impliziten, originär pädagogischen Inhalt von *heil* im Sinne von ganz. Das Wort ‚heil‘ bedeutet etymologisch ‚ganz‘ (griech. holos), übrigens auch im Sinne von Glück.

Heilpädagogik kann verstanden werden als eine *spezialisierte* Pädagogik, die von personaler und sozialer *Des-Integration* ausgeht und es ihr im Besonderen um die Herstellung oder Wiederherstellung der Bedingungen für die eigene Selbstverwirklichung und Zugehörigkeit, für den Erwerb von Kompetenzen und Lebenssinn, also um ein Ganz-Werden geht, soweit es dazu spezieller Hilfe(n) bedarf.“

Exkurs: heilend

An dieser Stelle sei ein Exkurs weg von der *akustischen* Welt hin zur *visuellen* erlaubt. ‚Heilend‘, zumindest heilsam ist für uns Menschen oft das Gegenteil von Gegebenem oder Gewohntem:

- dort, wo Unruhe und Chaos herrscht, sind es die Ruhe und die Ordnung
- dort, wo man ohne Richtung in den Tag hinein lebt, ist es die Gerichtetheit
- dort, wo es laut ist, ist es die Stille
- dort, wo es bunt ist, beruhigt die Monochromie (z.B. grüner Rasen!)
- dort, wo man schweigt, hilft oft das „gute Wort“ – das Reden, Singen, Hören – und
- dort, wo die Welt verstummt, das Singen

Damit ist noch nicht jene *Ganzheit* bewirkt, wie von O. Speck beschrieben, aber es werden wichtige Voraussetzungen geschaffen für den Weg dorthin. Das gilt für das Optische, Sinnliche und das Akustische gleichermaßen. Hinzu kommt: Für uns Menschen sind **Räume, Flächen, Klänge** und das **Metrum** – neben Farben, Musik und Zeit – von hoher Relevanz. Sie haben eine Wirkung auf uns – im günstigen Fall eine positive, wobei es auch das Gegenteil, das Chaotische, zu erleben gibt. So „formen“ Konzertsäle z.B. Menschen zu Konzertbesuchern oder Rhythmen zu Tänzern. Da ist man innerlich ein anderer, als wenn man auf dem Markt zum Einkaufen, ins Schwimmbad oder in die Sauna geht. Und so ist es – visuell betrachtet – auch mit den **Grundformen** Dreieck, Viereck und Kreis, vergleichbar auch mit der Romanik, der Gotik oder mit der Moderne. Grundformen sammeln nicht nur Inhalte gleich Gefäßen, sondern verwandeln diese zu einer Botschaft wie auch jene, die damit umgehen.

Im **Kreis** versammelt man sich, somit sind alle Sich-Versammelnden ein Stück weit gleich. Meist hat man auch eine gemeinsame Mitte, ein gemeinsames Anliegen – sie bilden dann das Zentrum. Ein Kreis ist immer dann gut, wenn man es mit Menschen zu tun hat, die sich gerne einem Wir entziehen und vorwiegend nur ihr Ich kennen und dieses pflegen. **Kreise sind am Ende – wie die Musik – wir-orientiert!**

In einem **Viereck** hat man als TeilnehmerIn ein **Gegenüber**. Durch ein Gegenüber können leicht Konkurrenz-

gefühle und Wettkampfsituationen entstehen. Vierecke sind wettbewerbs-orientiert.

Selbst ein gleichschenkeliges Dreieck hat eine **Grundlinie**, quasi eine Art **Fundament**, auf dem man zumindest symbolisch „steht“ oder im Fall vom *Don-Bosco-Zentrum* in Lunik IX häufig auf den Bänken sitzt. Es zieht den Blick zur **Spitze**, man fühlt sich ausgerichtet und gewinnt eine Perspektive. Aus dieser erwachsen Auftrag und Aufgabe, was zum Wohlbefinden beiträgt. Diese Spitze könnte man religiös überinterpretieren oder mit Hilfe einer religiösen Figur konkretisieren. **Dreiecke sind perspektiven-orientiert**. Im Gegensatz dazu spricht trotzdem viel für inhaltliche Offenheit. Der Blick wird nicht begrenzt, er ist nur gerichtet – die Weite kann zumindest den **inneren Blick** bis in die Unendlichkeit führen.

Und nicht zu vergessen die **Farbe**. Das frische, durch nichts unterbrochene Grün als plane Grasfläche gewährt seelische Erholung – und schenkt „Heilung pur“. Selbst wenn man das Wahrgenommene nicht benennen kann, man fühlt es, man spürt es, man „riecht“ es. Diese Wohltat erfasst einen mit Haut und Haaren, dazu mit allen Sinnen, eben weil hier „Heilung“ im Spiele ist. Wen wundert, wie sehr die Roma-Bewohnerinnen und Roma-Bewohner genau diesen Ort lieben, ihn suchen und dort besonders gerne ihre **Musik spielen** und ihre **Lieder singen**. Sie lehren und bestätigen uns: Das, was man als „heilend“ empfindet – seien es Formen, Farben oder Musik, sucht man immer und immer wieder gerne auf; und mit der Zeit wird „dieses“ zu einer höchst bedeutsamen Quelle bzw. zu einem rundum heilsamen Ort.



Solch **heilende Momente** („Strukturen“) finden wir nicht nur in der visuellen, sondern auch in der musikalisch-akustischen Welt. Es können Klänge, Akkorde, Rhythmen oder Melodien sein, Lieder, kleine oder größere Kompositionen oder auch nur Tonfolgen von ganz bestimmten Instrumenten. Und die schönste Musik wäre nicht entstanden, gäbe es die Grundformen wie den Walzer, den Blues oder auch die Sonate nicht. Das Gleiche gilt für den Pop-Song oder den Rap. Sie lassen einen aufhorchen, leisten Orientierung, transportieren Inspiration und laden zum Weiter„denken“ wie zum Wiederhören ein und werden schließlich zur Heimat für unsere Seele. (Vgl. SWR 2 am 07.09.2014 „Matinee – 9.00 Uhr“ zum Thema „Wiederholungen“.)

Zurück zur Musik

Es wäre zu wenig, wollte man Musik im Gegenzug zu Schwierigkeiten oder gar bezüglich großen Leids im Leben aufrechnen. Musik ist mehr. Sie eröffnet neue Daseinsräume und lässt andere als alltägliche und gewohnte Dimensionen in uns erklingen. Sie gibt andere Melodien des Lebens vor als die bislang „gesungenen“ und ruft andere Farben in unser Dasein – trotz der oder zusätzlich zu den vorhandenen. Musik ist das große Plus in unserem Leben – jenseits von Raum und Zeit und aller sonstigen Erscheinungen. Hermann Hesse nennt sie eine „wunderbare Quelle der Erneuerung“ und meint, „wer Musik liebt und innig versteht, für den habe die Welt eine Provinz, ja eine Dimension mehr im Leben“.

***Die Musik allein ist's, die Tränen abwischt,
die Musik allein ist's, die Herzen erfrischt
Die Musik allein ist es, wenn sonst nichts
hilffich will sein.***

Laurentius von Schnüffis – 17. Jhdt.

Ob man mit Musik im herkömmlichen Sinne *heilen* kann, steht mir zu entscheiden nicht zu. Hier müssten sich profilierte wie erfahrene Musiktherapeuten äußern. Alltägliche Erfahrungen lehren uns, wie niedergeschlagene Menschen durch ein strahlendes C-Dur in der Musik sich wieder besser fühlen, durch inspirierende Klänge zu neuen Gedanken finden oder sich durch einen Drei-Viertel-Takt im Walzerschritt doch noch zum Tanzen ermuntert fühlen. Solche solche Veränderungen als Heilung zu bezeichnen, scheint selbst dann fragwürdig, wenn die Veränderung von längerer Dauer ist.

Als Heilpädagogin/-pädagoge richtet man den Blick auf Anderes. Hier geht es um das Gewinnen einer zusätzlichen *existenziellen Dimension* und das *Ganz-Werden* im Leben, selbst wenn die Behinderung bleibt oder sich eine

Krankheit nicht eindämmen lässt. Zusätzliches Ziel ist neben dem Erfahren jener kulturell so reichen und ebenso vielfältigen Welt dank Musik das Kennenlernen der reichen Geschichte von Musik, Kunst und Traditionen im Laufe der vielen Jahrhunderte, um nicht zu sagen Jahrtausende in den verschiedenen Ländern, Kulturen und Religionen dieser Erde. Friedfertigkeit und das „feine Stimmen der eigenen Seele“ (R. Guardini) stehen unabhängig davon neben diesen Zielen ganz oben an.

Musik – hören, spielen und singen

Hören als Empfangen ist das eine – selbst hier können intensive Begegnungen sich ereignen; Singen und das Spielen eines Instruments das andere. Eigenes Tun erlaubt dem Menschen seiner Seele wie seinem Erleben Ausdruck zu geben und seiner Botschaft Stimme und Klang. Hier meine ich nicht den von manchen als abgehobenen Kunstgesang oder gar Siege bei „Jugend musiziert“, sondern schlicht Lebensäußerungen, die singend oder spielend aus dem Herzen kommen und zu Herzen gehen. Auch Bäume oder der Wind vermögen zu singen und loderndes Feuer Musik in den Nachthimmel senden. Neulich las ich, man soll das, was man nicht mehr sagen kann, singen! Singen ist tatsächlich die Sprache des Herzens und die Lieder oder Songs Transporteure der Geschichte und der Kultur eines Landes oder der „erzählenden“ d. h. singenden Person. Dort, wo man singt, soll man sich niederlassen, auch um Menschen zu begegnen, die ihre Botschaft pflegen wie auch anderen zu vermitteln bzw. zu „erzählen“ wissen.

Doch nicht vorrangig die großen Lieder sind es, die Menschen zusammenführen und berühren. Ich erinnere mich an den kleinen scheuen Jonas, geistigbehindert, kaum

Gesang

*Wenn einer singt,
Soll er nicht nur mit seiner Seele singen,
(Dass er mit der Stimme singt,
versteht sich von allein.)
All seine Körperzellen müssen klingen.
Verschleudern muss er sich, es muss so sein,
Als hätte er für dieses Lied gelebt.
Für diesen Augenblick, in dem er singt.
Er muss der sein, der sich vom Boden hebt.
Aus eig'ner Kraft. Was nie gelingt
In Wirklichkeit, muss ihm gelingen.
(Wie man das macht, verrät kein Kunstgebot.)
Wenn einer singt, so muss er singen:
Gegen die Schwerkraft und den Tod.*

Eva Strittmatter

zehn Jahre alt. Welch ein Strahlen in seinen Augen, wenn er an der Pauke sitzend und mit unserer Unterstützung seinen Namen Jonas „singt“! Hier öffnet sich eine Seele, wie an anderer Stelle ein Mensch mit einem gesungenen „Amen“ sein inniges Gebet beschließt. Als moderne Form des Hörens und Singens von Liedern hat der „DASCH-Salon“ über die engen Grenzen des „Berliner Radial-Systems“ hinaus inzwischen viele Menschen begeisternd erreicht, wobei die Sängerin Annette Dasch wohl selbst die überzeugendste Botschafterin von Musik des Singens und des Musizierens ist. Das Schöne und Eindrucksvolle – in diesem DASCH-Salon gibt es keine Grenzen, es gibt keine Unterscheidung zwischen U- und E-Musik oder zwischen Stars und Naturbegabten. Jeder ist eingeladen zum Hören, zum Singen wie zum Tun. Und selbst die Stille hat in dieser Sendung ihren Platz bei aller aufkommenden quirligen Lebendigkeit.

Für behinderte Menschen, besonders Jugendliche, spielen wie für alle Altersgenossen Bands oder Gruppen eine große und wichtige Rolle; man hat seine Lieblings-Gruppe oder möchte selbst in einer Band mitspielen – das gelingt leichter als ein Mitsingen in einem Chor. Sich darin zu verlieren oder nur Anhängsel einer nicht „selbst gemachten“ Musik zu sein, ist groß; hier bedarf es einer guten, umsichtigen Assistenz oder auch behutsamen Begleitung „aus der Ferne“. Fast jede Werkstatt für behinderte Menschen hat da inzwischen gute Erfahrungen gemacht und präsentiert ihre „Ergebnisse“ nicht selten auch auf einer CD. Die Gefahr der Vereinfachung im Umgang mit dem sogenannten Einfachen ist immer wieder neu gegeben; hier sind besonders Wachsamkeit, Verantwortung, Sorgfalt und Anspruch gefragt.

In der Oper „Ariadne auf Naxos“ (Richard Strauss) fragt der im 1. Akt auftretende Komponist „Was ist denn Musik?“, weil er seine Werke gegen all die vielen Widerstände verteidigen will und antwortet selbst empathisch darauf: „Musik ist eine heilige Kunst, zu versammeln alle Art von Mut wie Cherubin um den strahlenden Thron – und darum ist sie heilig unter den Künsten – die heilige Musik!“ (Text: Hugo von Hofmannsthal). Dies ist eigentlich keine wirkliche Antwort, bestenfalls ein Versuch, etwas Unbeschreibbares zu beschreiben. Seine Antwort ist Einladung und Warnung zugleich – Warnung vor jenem Heiligen,

Auf den weiten Meeren gibt es glühende Schicksale, die sich einer gar nicht vorhandenen Insel geweiht haben. Sie singen, während sie auf dem Schiffe sind, die Hymne der Insel und fühlen sich glücklich dabei. Nicht die Insel ist es, die sie glücklich macht, sondern der Gesang.

Antoine de Saint-Exupéry, Die Stadt in der Wüste

dem Unfassbaren und trotzdem Hoffnung für jene, denen ihr Dasein in der Welt nicht hinreichend oder gar schwierig erscheint, weil ihnen nicht nur Wörter oder Fragen, Trost oder Lob, sondern insgesamt Tiefe, Weite oder Höhe fehlen. Vielleicht hat jener junge Mann mit seinem Wunsch nach „anderer“ Musik eine noch weitaus treffendere und tiefere Antwort „gelebt“, als jener „Komponist“ in der „Ariadne auf Naxos“ in höchster Bedrängnis zu formulieren wusste.

Musik ist eben nicht nur jener vernebelnde, weichspülende Trost, jene enteignende Kraft oder gar handlungsanweisendes Medium, nein, Musik vermag Unüberwindbares zu bezwingen, Unversöhntes zu vereinen und Bruchstückhaftes in ein Ganzes zu verwandeln. Sie ist aber auch eine Möglichkeit des Ausdrucks eigener Befindlichkeit – der festlichen wie der bedrückten – jenseits aller Worte, Farben und Zeichen, wenn man mit ihr umgehen, ihr begegnen und mit ihr sein Leben gestalten kann. Ja – Musik ist doch eine „heilige“, wenn auch schwierige Kunst!

Ein Leben lang kann man mit und von ihr leben, mit ihr arbeiten, mit ihr ringen, sie entdecken und enträtseln; ein Leben lang wird man von ihr getröstet, umfangen, inspiriert und ernährt. Hat sie einen berührt, kommt man von ihr nicht mehr los. Dann fährt man tatsächlich viele Kilometer zu einem u.U. sehr teuren Konzert, singt mit in einem Chor oder auch mit jungen und alten, behinderten oder kranken Menschen zu jeder passenden und „unpassenden“ Gelegenheit. Man erzählt ihnen Geschichten, macht sie auf Klänge und Geräusche aufmerksam, pflegt Rituale und den Takt und ermuntert sie selbst zu musikalischem Tun. Innerlich „bezwungen“ muss sie dennoch werden und Musik nicht nur nebenbei gehört. Dann wird man sich ihr anvertrauen und sie sich uns – und dies ein Leben lang, denn „Musik ist eine Kunst, die zur Seele spricht“. (Public Forum EXTRA – 9 – 2014)

Doch steigern lässt sich dies durch äußeres Zutun nur bedingt. Man kann die 9. Symphonie von L. v. Beethoven samt der „Ode an die Freude“ mit riesigem Chor und

überbordendem Orchester aufführen, doch wenn kein Grund zur Freude innerlich oder außen gegeben ist, kann der Pauker noch so sehr auf seine Pauke schlagen und die Trompeter mit all den anderen Instrumenten sich noch so sehr ins Zeug legen. Freude lässt sich in diesem Fall so nicht bezwingen. Und umgekehrt kann Musik selbst Waffengewalt außer Kraft setzen; man denke nur an die Baltischen Länder, die sich singend den russischen Panzern in den Weg stellten und so ihre Länder singend ‚verteidigten‘. Ihre „singing revolution“ (1991) ging in die Weltgeschichte ein und ihre Kraft nährt heute noch die großartige Gesangskultur der litauischen, lettischen und estnischen Menschen.

Und wenn ich eingangs den Satz zitierte, Musik sei „am schönsten, wenn sie vorbei ist“, dann steckt darin jenes Moment, das alle Menschen kennen und verbindet, behinderte oder nicht behinderte, gesunde und kranke gleichermaßen – das der „Erwartung des nächsten Tons“. Jeder hat es erlebt, wenn eine Melodie quasi „Pause“ macht, das Orchester für ein paar Sekunden schweigt – und dann ein ruhiges Cello oder ein behutsamer Flöten-ton wieder einsetzt – was für ein Zeichen der Hoffnung und der Zuversicht – ja wir sind noch nicht ans Ende gekommen. Das ist Erfüllung von Sehnsucht pur. Diese „kleine“ Erwartung steht symbolisch für größere – z. B. als Sehnsucht nach dem nächsten Tag oder auf ein gutes Wort und nicht zuletzt als Sehnsucht nach einem besseren Leben. Songs wie jener von Adel Tawil „Zuhause“ nähren diese Sehnsucht ungemein und geben ihr einen Namen. Der Refrain allein verweist auf Tawils Botschaft: „Komm wir bringen die Welt zum Leuchten – Egal woher du kommst – Zu Hause ist da wo deine Freunde sind – Hier ist die Liebe umsonst ...“

Wie schön erst, wenn man kein Narr ist und dieses zu leben weiß! (nach H. v. Hofmannsthal)

Dankgebet

HERR du freudenreicher
verborgen im firmament der wipfel
erquicke uns
bevor die letzte nacht kommt
mit reichem leben
voller farben und formen
voller geschichten und poesie
voller musik und lied
und lass' jedes leben
ein kunst-werk sein

Dieter FISCHER (nach J. Czechowics)

Schönheit meint keinen Luxus
Sondern die Beseelung des Menschen
Musik und Kunst gelten nicht als Zutat –
sondern als **Nahrungsmittel** für alle Menschen
Kreativität ist keine Freizeitbeschäftigung -
sondern eine **Lebenshaltung** jedes Menschen
Neues zu schaffen ist keine Aufgabe für Begabte –
sondern **Schöpfungsauftrag** an alle Menschen

Dieter Fischer